



Ist er schon amtsüde? Jude Law als Pius XIII. und Ludvine Sagnier als Gattin eines Schweizergardisten in der aktuellen Sky-Atlantic-Serie „The Young Pope“ Foto Gianni Fiorito

Heiraten ist einfach ein Dauerbrenner

Wo steht eigentlich geschrieben, dass es den Zölibat geben muss? Der Historiker Georg Denzler meldet Bedenken gegen die verpflichtende Ehelosigkeit katholischer Priester an.

Kardinal und Nonne: unter diesem Titel läuft ein Gemälde von Egon Schiele, einem der großen Maler der Wiener Moderne. Es zeigt eine männliche Gestalt, durch roten Talar und rotes Käppchen als Kardinal erkennbar, in enger Umarmung mit einer Frau. In schwarzen Habit gehüllt und aus dem Schleier den Betrachter ängstlich anblickend, erkennen wir sie sofort als Klosterfrau. Beide Gestalten knien. Ihre nackten Beine lassen die Gewänder als Attribute erscheinen, die den in Wirklichkeit nackten Körper dem Blick entziehen. Schiele bringt die verborgene Sexualität der unverheirateten, zur Keuschheit verpflichteten Priester und Ordensfrauen zur Anschauung. Das Bild entstand 1912. Musste es zu seiner Entstehungszeit noch als skandalös erscheinen, so wirkt es auf heutige Betrachter nur noch wenig befremdlich, hat sich die Gesellschaft doch an das Thema „Sexualität und katholische Kirche“ gewöhnt.

Das Bild prangt auf dem Umschlag eines im katholischen Verlag Herder in Freiburg erschienenen Taschenbuchs mit dem Titel „Die Geschichte des Zölibats“. Erstmals 1993 erschienen und nun in aktualisierter Gestalt wieder aufgelegt, erinnert es an ein vielverhandeltes und unerledigtes Thema der katholischen Kirche: Soll die Verpflichtung des katholischen Priesters zur Ehelosigkeit beibehalten werden? Ist der Zölibat noch zeitgemäß? Ist er schuld an den katastrophal geringen Zahlen von Priesteramtskandidaten und überhaupt am Priestermangel? Bildet er vielleicht das offensichtlichste Symptom der kirchlichen Abwertung von Ehe und Geschlechtlichkeit? Bietet er den natürlichen Nährboden für Homosexualität und vielleicht sogar Pädophilie?

Die „offizielle“ katholische Antwort auf solche Fragen, etwa dem Artikel „Zölibat“ im „Lexikon für Theologie und Kirche“ zu entnehmen, ist ebenso deutlich wie zu erwarten: Die priesterliche Ehelosigkeit wird verteidigt und sogar als spirituell besonders wertvoll verteidigt. Nur nebenbei kommt in dem Lexikonartikel auch eine weiterführende Perspektive in den Blick: Angesichts des Priester mangels wäre die Weihe von in Beruf und Ehe bewährten Männern zu erwägen. Das sei möglich, weil die priesterliche Ehelosigkeit nur eine veränderbare Festlegung der kirchlichen Rechtsordnung sei, nicht jedoch ein Erfordernis des unveränderlichen christlichen Glaubens. Anders gesagt: Eine Abschaffung der Verpflichtung zur Ehelosigkeit wäre also denkbar.

Von der Verteidigung traditioneller katholischer Positionen ist der Bamberger

Historiker Georg Denzler ebenso weit entfernt wie von dem – noch unverwirklichten – Projekt einer unparteiischen Kulturgeschichte der Ehelosigkeit in der katholischen Kirche. Denzler schreibt als engagierter Historiker, der seiner Kirche mit historischen und theologischen Argumenten die Unangemessenheit der priesterlichen Zölibatsverpflichtung nachzuweisen sucht. Er zieht dabei alle Register, die dem Historiker zu Gebote stehen.

Der Befund ist eindeutig: Die Verpflichtung der Priester zur Ehelosigkeit stand nicht von Anfang an fest. Das Neue Testament äußert sich eher gegen als für die Ehelosigkeit der Amtsträger; der erste Timotheusbrief fordert sogar ausdrücklich den verheirateten Bischof. Die Päpste haben oft versucht, die priesterliche Ehelosigkeit gegen Widerstand durchzusetzen, jedoch die Sache selbst nicht ernst genommen und sogar Kinder gezeugt – das jüngste gut belegte Beispiel eines Papstes mit unehelichen Kindern ist Gregor XIII. (gestorben 1585). Das Bestehen auf der Ehelosigkeit des Klerus war zu keiner Zeit wirklich berechtigt.

Unter den neueren Argumenten, die gegen den priesterlichen Zölibat vorgebracht werden, spielt die Psychologie eine große Rolle. Zumal im jugendlichen Alter sind Männer auf Partnerschaft, nicht auf Einsamkeit angelegt. Entfacht, oder wieder entfacht, hat die entsprechende Debatte Eugen Drewermann mit seinem Buch „Kleriker. Psychogramm eines Ideals“ (1989). Im Jahr 1991 folgte ein Vorstoß deutschsprachiger Pastoraltheologen wie Ottmar Fuchs, Norbert Greinacher und Norbert Mette. Diese Initiative blieb ebenso erfolglos wie ähnliche Initiativen in den Vereinigten Staaten oder Stellung-

nahmen kirchenkritischer Gruppen in Deutschland und Österreich.

An letzter Stelle nennt Denzler den verdienten Theologen und Psychotherapeuten Wunibald Müller. Der aus den Diskussionen um päpophile Priester bekannte Therapeut hat mit kirchlicher Unterstützung jahrelang mehrwöchige Kurse für Priester mit Lebensproblemen durchgeführt. In den letzten Jahren hat er sich mehrfach an Papst Franziskus gewandt mit dem Vorschlag, Priestern die Wahl der Lebensform – ehelich oder ehelos – freizustellen. Offenbar gibt es aus Rom bisher keine relevante Antwort auf diesen Vorschlag, dem sich Denzler vorbehaltlos anschließt.

Denzler bietet einen bewusst Partei ergreifenden Beitrag zu einer Frage, die heute viele Katholiken bewegt. Nur die deutschen Bischöfe scheinen dem Thema beharrlich auszuweichen. Über die Gründe lässt sich nur spekulieren. Wurden in den letzten Jahren nur konservative, auf den Zölibat fest eingeschworene Priester zu Bischöfen bestellt? Oder fehlt es ihnen einfach an Mut und pastoraler Phantasie? Das in einem kirchennahen Verlag erschienene wohlinformierte Buch von Georg Denzler liefert den Bischöfen eine Steilvorlage. Und erinnert sie an ein Bild von Egon Schiele, das sich zur Meditation eignet.

BERNHARD LANG



Georg Denzler: „Die Geschichte des Zölibats“, 2., aktualisierte und erweiterte Auflage.

Herder Verlag, Freiburg 2016. 256 S., br., 14,99 €.

Alles für die Krone, nichts für die Barone

Die Eitelkeit des Fälschers: Leonardo Sciascias Roman

„Das ägyptische Konzil“ lässt einen perfekten Plan scheitern

Dass Geschichtsschreibung immer auch mit Deutungsmacht zu tun hat, mit Herrschaftsdiskursen und hegemonialen Narrativen, gilt heute als Gemeinplatz, war aber Mitte des vergangenen Jahrhunderts eine der heißesten Thesen in der Kulturphilosophie. Es lag nahe, in einem Geistlichen, der sich zwei Jahrhunderte zuvor als ebenso dreister wie feinsinniger Dokumentenfälscher betätigt hat, einen Helden ganz eigener Prägung zu sehen, einen Agenten des „Gegenbetrugs“. Auch wenn der Maltesermonch Don Giuseppe Vella aus den eigensinnigsten Gründen in die Historiographie Siziliens, das damals zum Bourbonen-Königreich Neapel gehörte, eingegriffen haben mag, hält er doch einer ganzen Zunft von Wahrheitsproduzenten den Spiegel vor.

Leonardo Sciascias historischer Roman „Das ägyptische Konzil“, erschienen erstmals 1963 und nun in Neuübersetzung wieder zugänglich, vereint die Klarheit einer Parabel mit dem Witz der Satire, der Frechheit eines Schelmenromans und der Inbrunst eines politischen Manifests. Der ausgewiesene Kenner der sizilianischen Geschichte Sciascia (1921 bis 1989), hierzulande vielleicht eher für seine Krimis bekannt, vertieft sich dabei in die kurze aufklärerische Epoche der Insel am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, als mit Domenico Caracciolo ein Kosmopolit zum Machthaber (Vizekönig) erhoben wurde. Caracciolo hatte zuvor in Paris geweilt und neigte modernen Staatsideen zu.

Dass die an umfangreiche Vorrechte gewöhnten Inselbarone angesichts seiner strengen Reformpolitik – Privilegien, Titel und das Inquisitionsgericht wurden abgeschafft, neue Steuern eingeführt – aus allen Wolken fielen, wird im Roman mit Humor aufgespießt. Die Szenen, in denen wir die sizilianische Nobilität in ihren Salongesprächen belauschen, gehören zu den unterhaltsamsten des Buches, auch weil der Autor trotz seiner zeitweise kommunistischen Anwandlungen die Oberklasse eher als dekadent und vernügendssüchtig denn als bössartig skizziert. Sciascia lässt freilich keinen Zweifel daran, dass die lange Rückständigkeit Siziliens auf der Korruption der Eliten beruht.

Der Roman kreist wie eine Ellipse um zwei Brennpunkte, zwei kontrapunktisch angelegte Hauptfiguren. Die erste ist der erwählte, weitgehend moralfreie Maltesermonch Vella. Wegen seiner rudimentären Arabischkenntnisse wird er als Übersetzer herangezogen, als der nicht des Französischen oder Neapolitanischen mächtige Botschafter Marokkos einen arabischen Kodex im Kloster San Martino in Auggenschein nimmt und sofort als gewöhnliche Propheten-Vita erkennt. Vella freilich „dolmetscht“, es handelt sich um eine wertvolle Sammlung von „Regierungsangelegenheiten“. So überträgt man dem Geistlichen die Übersetzung. Mit genealogischer Akribie und viel Phantasie entsteht nun das „Sizilianische Konzil“, das vielen Fürstenhäusern schmeichelt, weil es ihre Rolle bei der normannischen Eroberung Siziliens hervorhebt.

Angestachelt vom Erfolg dieser Unternehmung, plant Vella schon bald „ein Werk, das seinem Wesen, den Zeitumständen und der Weltgeschichte von größerem Nutzen wäre“. Er gibt vor, in einem alten arabischen Kodex auf Briefe der Normannenkönige selbst gestoßen zu sein, dank deren die Verhältnisse „in einer ganz anderen Ordnung dastünden: alles der Königskrone, nichts den Baronen!“ Der Fälscher, auf Ruhm und Reichtum aus, kalkuliert richtig, dass

dies dem Vizekönig gefallen dürfte. Aber es erfreut Vella auch, wie sehr die Hochadligen das Entsetzen pakt: „Er gehörte zu der Sorte Mann, der es nicht genug ist, mit Respekt behandelt, mit Ehren bedacht und verwöhnt zu werden. Er wollte zu denen gehören, die den Menschen in ihrer Umgebung Furcht einflößten.“

Die um ihre angestammten Feudalrechte fürchtenden Barone, plötzlich alleamt Förderer der Wissenschaft, überhäufen Vella mit Käse, Leckereien und Goldmünzen. Sie gehen ganz selbstverständlich davon aus, dass sich die Historiographie – auch die schon abgeschlossene – in die eine oder andere Richtung lenken lässt. Damit nobilitieren sie ironischerweise Vellas Betrug. Immer wieder werden zwar Zweifel an den Kenntnissen des Übersetzers laut, doch die Nutznießer der neuen Dokumente halten ihre schützende Hand darüber. Sogar eine öffentliche Prüfung durch einen Orientalisten übersteht Vella, weil er, in zwischen eine Autorität und Abt genannt, die Gegenseite als unwissend diskreditieren kann. Die Wahrheit ist ein Pokerspiel.

Nur einen Faktor hatte Vella nicht berücksichtigt: die eigene Eitelkeit. Schließlich gewinnt der Wunsch, als Literat und genialer Fälscher anerkannt zu sein („Ein viel größeres Verdienst sei es, die Geschichte neu zu erfinden, anstatt sie von alten Dokumenten zu übernehmen“), so sehr die Oberhand, dass er selbst seinen Betrug bekanntmacht. Hier erreicht auch Sciascias Ironie ihren Höhepunkt. Mit Genuss porträtiert er die Verbiegungen der Zeitgenossen, die ihre eigene Verstrickung nur dadurch herunterzuspielen wissen, dass sie den Abt mit einer milden Strafe davonkommen lassen. Ganz anders sieht das aus bei der zweiten, mit Vella in gegenseitigem Respekt verbundenen Hauptfigur, dem Rechtsgelehrten Di Blasi, der – auf andere Weise in den Geschichtsverlauf eingreifen wollend – einen jakobinischen Aufstand angezettelt hat.

Das Martyrium Di Blasias dominiert das letzte Drittel des Romans. Leider verliert die Geschichte dabei kräftig an Schwung. Die lässig lakonische Leichtigkeit, mit der das Schelmenstück Vellas erzählt wurde, opfert Sciascia der temperamentvollen Botschaft. Er lässt den Revolver nicht nur ohne jedes Augenzwinkern revolutionäre Reden schwingen und aufrecht in den Tod gehen, sondern auch leicht schulmeisterlich die allzu direkte Deutung der Handlung vornehmen: „Der Abate Vella hat kein Verbrechen begangen, er hat schlicht durch die Umkehrung der Vorzeichen die Parodie eines Verbrechens zuwege gebracht, eines Verbrechens, das in Sizilien seit Jahrhunderten begangen wird.“

So endet das Buch, das als schön verpackte Improvisation über den Umstand, dass auch Klio dichtet, begonnen hat, leider doch noch in der engagierten Agitation. Als Allegorie über die Intrigen der Mächtigen aber hat der Roman, dem in dieser edlen Edition noch ein kleiner Essay Sciascias und außerdem ein informatives Nachwort von Maïke Albath beigegeben sind, seither nichts an Aktualität eingebüßt.

OLIVER JUNGEN



Leonardo Sciascia: „Das ägyptische Konzil“. Roman.

Aus dem Italienischen von Monika Lustig. Die Andere Bibliothek, Berlin 2016. 372 S., geb., 42,- €.

Er wollte die unterirdische Vorgeschichte der Katastrophe ergründen

„Manhattan Transfer“ für die Filmtheorie: Johannes von Moltke untersucht, wie sich der Soziologe Siegfried Kracauer im Exil in den Vereinigten Staaten schlug

Siegfried Kracauer, der vor bald fünfzig Jahren starb, lebte fast ein Drittel seines Lebens in New York. Als er dort im Frühjahr 1941 mit einem der letzten Schiffe aus dem brennenden Europa ankam, war er bereits über fünfzig Jahre alt und kündigte seinen Freunden an, diese letzte Chance nutzen und ein amerikanischer Schriftsteller werden zu wollen. In der Anfangszeit versuchte sich der ehemalige Redakteur der „Frankfurter Zeitung“ wenig erfolgreich als freier Journalist, fand aber während des Weltkriegs und des Kalten Kriegs Verwendung in der sozialwissenschaftlichen Kommunikationsforschung und wurde schließlich Berater amerikanischer Stiftungen.

In seinen fünfundsiebenzig amerikanischen Jahren schrieb Kracauer drei Bücher – den filmgeschichtlichen Klassiker „Von Caligari zu Hitler“, der im Grunde eine Mentalitätsgeschichte der Weimarer Republik war, zudem eine Filmästhetik und eine Geschichtstheorie, zwei vorwiegend akademische und unpolitisch erscheinende Bücher. Johannes von Moltke, der in den Vereinigten Staaten deutsche Kulturgeschichte, insbesondere Filmgeschichte, lehrt, hat sich des Themas „Kracauer in Amerika“ angenommen und ein konzeptionelles Buch vorgelegt,

bei dem man nebenher viel Biographisches erfährt. Moltke hat neben dem Kracauer-Nachlass in Marbach auch eine Menge amerikanischer Quellen gesichtet. Man merkt dem Buch an, dass es über Jahre hinweg gereift ist.

Moltke möchte zum einen zeigen, dass der amerikanische Kracauer kein isolierter arbeitender Schriftsteller war, sondern eingebunden in die New Yorker intellektuelle Szene war. Zum anderen, dass der Weimarer Linksinтеллектуelle weder ein angepasster liberaler Kalter Krieger gegen den Kommunismus noch ein unpolitischer akademischer Gelehrter geworden war. Letzteres wurde sowohl von der ästhetischen Linken in Deutschland als auch in den sechziger Jahren als auch von Filmwissenschaftlern in Amerika nach 1970 behauptet. Für die entstehende, meist linksstehende Filmkritik in der Bundesrepublik der fünfziger Jahre war „Von Caligari zu Hitler“ zunächst ein Vorbild gewesen, das demonstrierte, wie man mittels Filmanalysen eine kritische Gesellschaftsgeschichte schreiben konnte. Umso enttäuschter war sie über Kracauers Filmtheorie von 1960, weil sie so akademisch und der Ästhetik verschrieben daherkam.

In den amerikanischen Film Studies wurde Kracauers Filmtheorie in die

Schublade der klassisch-realistischen Tradition gesteckt. Moltke argumentiert nun auf den Schultern von Miriam Hansen, der Pionierin der Kracauer-Forschung in den Vereinigten Staaten, zu Recht gegen diesen Eindruck. Er konzentriert sich auf die politische Grundierung von Kracauers Filmtheorie, Filmgeschichte und Filmkritik. Dazu beleuchtet er den Standort New York City, genauer Manhattan. Vor allem zeigt Moltke, wie Kracauers Lebenserfahrungen, vor allem das Scheitern der Weimarer Republik und die Flucht vor Verfolgung und Vernichtung, Eingang in seine Filmkonzeption und seine politischen Haltungen gefunden haben.

Kracauers Filmtheorie diene der Verteidigung des Subjektes gegen die Gefahren von terroristischem Totalitarismus einerseits und verdinglichender Massenkultur andererseits. Der Film bedeutete für Kracauer die Möglichkeit von „Erfahrung“, mithin einer lebendigen Beziehung zwischen Subjekt und Objekt, wenn der Film nur realistisch ist.

Moltke hat den klugen Einfall, eine kontraktaktische Beziehungsgeschichte zwischen Hannah Arendt und Kracauer anzuziehen. Es ist in der Tat kurios, dass sich die beiden, für die ein Kontakt aus dem November 1939 verbürgt ist, in New York

offenbar nicht getroffen haben. Kracauer hat gleichwohl akribisch Artikel von und über Arendt gesammelt und wahrscheinlich auch gelesen, obwohl man wenig Spuren davon in seinen Büchern findet.

Die simultane Lektüre von Kracauers „Caligari“ und Arendts „Ursprünge und Elemente totaler Herrschaft“ und noch dazu den „Studien zur autoritären Persönlichkeit“ aus dem Umfeld Horkheimers und Adornos ist eine sinnvolle Angelegenheit und hilft, Kracauers Buch zu verstehen und einzuordnen, zumal es oft als rückwärtsgewandte Teleologie oder Rachephantasie eines Flüchtlings kritisiert worden ist. In diesen Versuchen, den Nationalsozialismus und seine totalitären Praktiken zu analysieren, das zeigt Moltke, lag das Gespür in der Luft, das etwas Unfassbares geschehen war und die Katastrophe eine unterirdische Vorgeschichte hatte, die es zu ergründen gelte.

Moltkes Begriff des „Manhattan Transfer“ ist hübsch, aber übertrieben. Der „Networker“ Kracauer ist in Wirklichkeit oft nur ein Klinkenputzer auf der Suche nach Aufträgen. Seine schwerfälligen geschriebenen Publikationen auf dem Zeitchriftenmarkt sind an zwei Händen abzuzählen. Der Kontakt mit den sogenannten New York Intellectuals ist spärlich, in-

tensiver sind die Freundschaften mit deutsch-jüdischen Migranten, amerikanischen Sozialwissenschaftlern und europäischen Gelehrten. „Manhattan Transfer“ ist eine romantische Idee. Hinter ihr steht die Vorstellung, dass sich am Hudson die Frankfurter Schule und die New Yorker Intellektuellenszene gekreuzt und die Kulturkritik auf ein neues Niveau gehoben hätten – mit Kracauer als Verbindungsglied. Dessen Alltag sah jedoch anders aus.

Der Titel „The Curious Humanist“ lehnt sich an Adornos Charakterisierung von Kracauer als „wunderlichem Realisten“ an und verschiebt leicht den Akzent von einer Erkenntnistheorie und Weltaneignung auf eine politische Haltung, die, wie Moltke darlegt, jedoch miteinander in Verbindung stehen. Der Humanismus ist demnach die politische Grundlage von Kracauers ästhetischem und philosophischem Realismus, der wiederum eine Haltung ist, die aus Kracauers Weltenerfahrung entspringt. Diesen Humanismus bezeichnet Moltke als „wunderlich“, weil er nicht anthropozentrisch, sondern materialistisch war, noch dazu postapokalyptisch, eben sehr anders als der bildungsbürgerliche oder liberale Humanismus mit antikommunistischer Speerspit-

ze, wie er im Kalten Krieg dominant war.

Das Buch besticht mit einer konzentrierten, gut belegten und nachvollziehbaren Argumentation. Moltke hat glänzende Einfälle und versteht es, sie in einer klaren Komposition zu entfalten. Sein Motiv: zu zeigen, dass die Weimarer Texte keineswegs von den New Yorker Schriften negiert, sondern in ihnen aufgehoben sind, und dass der „Caligari“ und die „Theorie des Films“ auf einem gemeinsamen Boden entstanden sind, trifft die Sache auf den Punkt. Gleichwohl war Kracauer im Laufe seines Lebens durchaus ein anderer geworden. Wäre Herr K. in Manhattan von einem Mann, der ihn lange nicht gesehen hätte, mit den Worten begrüßt worden: „Sie haben sich gar nicht verändert“, so wäre er sicherlich erleichtert. So wunderbar war die Kontinuität in seiner Biographie. JÖRG SPÄTER



Johannes von Moltke: „The Curious Humanist“. Siegfried Kracauer in America.

University of California Press, Oakland 2016. 336 S., br., 29,- €.